

Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: ReferenceList

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse
d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **10 (1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KURZE HINWEISE BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

ALBERT GUÉRARD, *France. A Modern History*. The University of Michigan Press, Ann Arbor 1959. XXIV u. 563 p., 8 Karten. — Im Rahmen der von der Universität von Michigan herausgegebenen «History of the Modern World», die eine breitere amerikanische Leserschaft mit der Vergangenheit der großen Mächte unserer Zeit vertraut machen möchte, zeigt Albert Guérard, wie das französische Volk territorial, organisatorisch und vor allem bewußtseinsmäßig zur modernen Nation geworden und dabei doch stets Teil einer größeren geistigen Gemeinschaft, der abendländischen, geblieben ist. Zu den Vorzügen des Werkes gehört neben gründlicher Sachkenntnis und ausgewogenem Urteil die einheitliche Gesamtkonzeption, ermöglicht sie es doch dem Verfasser, die Kontinuität der französischen Entwicklung von der gallo-römischen Antike über Königtum und Feudalismus des Mittelalters, über Absolutismus und Revolution bis zur bürgerlichen Republik des 19. und 20. Jahrhunderts nachzuweisen. Dabei lehnt Guérard mit Recht jede Gesetzmäßigkeit in der Geschichte ab und bleibt der Aufgabe des Historikers treu, zu berichten, «what actually happened». Während die wirtschaftlichen Probleme eher nur beiläufig behandelt werden, erwecken die Abschnitte, die sich mit den geistigen Strömungen der einzelnen Epochen befassen, stärkstes Interesse. Beachtung verdienen auch die zahlreichen in den Text eingebauten biographischen Abrisse. Der Schlußteil setzt sich einerseits kritisch mit dem kleinbürgerlich-negativen Geist der Vierten Republik auseinander und wirbt andererseits um Verständnis für den Versuch Frankreichs, primitive Völker in Übersee zu westlicher Zivilisation zu erziehen, und für die französische Forderung nach Gleichberechtigung in der Gemeinschaft freier Nationen. — Einzelne Behauptungen Guérards mögen Widerspruch oder Zweifel wachrufen; doch wird dadurch der Gesamteindruck einer wohl gelungenen Darstellung der Geschichte Frankreichs nicht beeinträchtigt. Man bedauert nur, daß die Übersichtlichkeit einzelner Karten nicht derjenigen des Textes entspricht. Dagegen ergänzen zahlreiche Anmerkungen und Literaturangaben das Werk in schätzenswerter Weise.

Max Bandle

FRIEDRICH LÜTGE, *Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. 2. Auflage. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1960. XVI u. 562 S. — Der Verfasser, Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre an der Universität München, hat seiner ersten Auflage, die im Jahre 1952 er-

schiene war, eine zweite, revidierte Auflage folgen lassen. Die Darstellung ist nun bis in die Gegenwart hinein fortgeführt worden, und es wurde auch versucht, die großen strukturellen Umbrüche und die konjunkturellen Schwankungen deutlicher herauszuarbeiten. Auch sind die Ausführungen über Gewerbe, Handel und Verkehr erweitert worden; sie sind in der ersten Auflage zweifellos etwas knapp bedacht worden, ist doch der Verfasser aus der Agrargeschichte hervorgegangen und hat deshalb naturgemäß gerade dieser Sparte seine besondere Liebe zugewandt. Es war dies unserer Meinung nach übrigens keineswegs ein eigentlicher Nachteil, weil gerade die Agrargeschichte in der Wirtschaftsgeschichte immer wieder zu kurz kommt. Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, daß das Literaturverzeichnis ausgeweitet wurde.

Im großen und ganzen ist eine außerordentlich lesbare Darstellung entstanden, die auch die politischen und geistigen Strömungen nicht außer acht läßt. Auch wenn man da und dort im einzelnen kleine Retouches anbringen möchte, kann man im allgemeinen der großen Linie zustimmend folgen und dem Verfasser auch in seinen Schlußfolgerungen, die er in einem kleinen Nachwort zum Ausdruck bringt, zustimmen. Albert Hauser

JEAN DELANNOY, *Textes latins du moyen-âge pour servir à l'histoire de la civilisation*. Les Editions O.C.D.L. (Desclée de Brouwer), Paris 1959. 118 S. — Diese kleine Anthologie will dem Mittelschüler anhand einer thematisch möglichst vielfältigen Textauswahl einen Begriff geben von der Beweglichkeit und Lebenskraft des mittelalterlichen Lateins. Dieses Ziel wird in einem erstaunlichen Umfang erreicht, denn kaum ein Bereich mittelalterlichen Kulturlebens wird übergangen, und wenn die Auswahl im einzelnen notgedrungen diskutabel ist, sie enthält jedenfalls manche Quelle, etwa zur Alchemie, die für den Nichtspezialisten nicht leicht greifbar wäre. Zudem ist ein jeder der Texte mit einem zureichenden Vokabular ausgestattet und in der Regel knapp genug, um in einer Schulstunde bewältigt zu werden.

Daß der Verfasser dagegen dem Hang des Altphilologen zur Ausmerzungen von Barbarismen nicht hat widerstehen können, ist um so ärgerlicher, als er die Quellen nicht durchgängig mit der unter Historikern geläufigen Sorgfalt zitiert. Schade auch, daß die Bebilderung sich wie eine späte Huldigung an Viollet-le-Duc ausnimmt; eine technisch zeitgemäße Wiedergabe von Originaldokumenten hätte aber den — bescheidenen — Preis des Büchleins kaum wesentlich beeinflußt. Hans Meßmer

GEBHARD HÜRLIMANN, *Das Rheinauer Rituale (Zürich Rh 114, Anfang 12. Jh.)*. Spicilegium Friburgense Bd. 5. Universitätsverlag Freiburg, Schweiz 1959. XVI u. 179 S. — Die liturgische Reform, die heute in verschiedenen christlichen Gemeinschaften und so auch in der katholischen Kirche durchgeführt wird, setzt die Erforschung der liturgischen Quellen voraus. Hier wird ersichtlich, was am liturgischen Geschehen unveränderlich, was aber zeitlich bedingt und je nach den Verhältnissen geändert werden kann.

Während das von A. Hänggi in der genannten Sammlung angekündigte Sacramentarium Rhenaugiense VIII/IX (Zürich Rh 30) in erster Linie Texte der Meßliturgie enthält, bietet das Rituale Texte der übrigen Riten,

soweit sie nicht dem Bischof reserviert sind (Pontificale). Der von Hänggi bereits veröffentlichte Rheinauer Liber Ordinarius aus dem 12. Jh. (Zürich Rh 80) (Spicilegium Friburgense Bd. 1) gibt nicht Gebets- und Gesangstexte, sondern Anweisungen über deren Verwendung, er ordnet das ganze liturgische Leben des Klosters. Diese drei Veröffentlichungen erschließen somit das ganze liturgische Leben eines mittelalterlichen Klosters. Es ist sehr zu wünschen, daß auch die liturgischen Quellen der übrigen Schweizer Klöster und Stifte der Forschung erschlossen werden.

Der Text des Rheinauer Rituale belegt in Hürlimanns Veröffentlichung 60 Seiten. Die Wiedergabe folgt den Editionsregeln, nach denen Hänggi den Liber Ordinarius herausgegeben hatte. Zwei Photosseiten geben vier verschiedene Stellen der Handschrift wieder. Dem Text folgt, wie bei Hänggis Arbeit, ein Verzeichnis der liturgischen Initien sowie ein Namen-, Sach- und Wortregister.

Der Textwiedergabe geht eine hundertseitige Einleitung voran. Der erste Abschnitt gibt Aufschluß über die Ritualien im allgemeinen. Sodann wird die wiedergegebene Handschrift ausführlich beschrieben, datiert und lokalisiert. Sehr gründlich werden die im Rheinauer Rituale vorkommenden Riten erklärt unter Heranziehung der Geschichte der einzelnen Riten. Viele neue Erkenntnisse werden so geboten; andere Ausführungen hätten sich nach dem Verweis auf die entsprechende Fachliteratur erübrigt.

Hinter Kleinigkeiten könnte man ein Fragezeichen setzen. Dennoch bleibt das große Verdienst dieser Veröffentlichung
E. Egloff

KARL DÄNDLIKER — MAX BANDLE, *Auszug aus der Schweizergeschichte*. Verlag Schultheß & Co., Zürich 1960. 276 S. — Es darf mit voller Überzeugung ausgesprochen werden, daß dieser Band all den verschiedenen Ansprüchen, die an einen solchen «Auszug» gestellt werden können, im höchsten Maße gerecht wird. Der Benützer kann anhand dieses Werkes die Schweizergeschichte bis zum Ende des Jahres 1959 verfolgen. Die sorgfältige Registrierung sämtlicher Abstimmungen auf dem Gebiete der Verfassung und der Bundesgesetzgebung läßt das Buch auch als unentbehrliche Hilfe für den staatsbürgerlichen Unterricht erscheinen. Damit sind aber die Vorzüge noch keineswegs vollständig aufgezählt. Mit besonderer Genugtuung erfüllt auch die Beobachtung, daß der Verfasser sich bemüht, in die Tiefe zu gehen. Es war seine Aufgabe, Karl Dändlikers «Auszug aus der Schweizergeschichte», der zuletzt 1921 in vierter Auflage herausgegeben worden ist, neu zu bearbeiten und bis zur Gegenwart weiterzuführen. Man findet sie aufs schönste gelöst. Es ging Bandle darum, den Text in allen Teilen dem heutigen Stand der Forschung anzupassen. Er bleibt damit im wahrsten Sinne dem Geiste Dändlikers treu. Als besonders ansprechendes Beispiel dafür, wie Bandle sein Vorhaben ausführt, ein Hilfsmittel auch für einen weitem Kreis von Lesern zu schaffen, die sich durch Selbststudium mit der Vergangenheit unseres Landes vertraut machen möchten, sei der Abschnitt über die Anfänge der Eidgenossenschaft erwähnt. In knappster, aber klarer Weise werden die verschiedenen Deutungen der Fachgelehrten nebeneinandergestellt. Mit aller wünschbaren Deutlichkeit wird dargelegt, was als gesichert gelten darf, was als unsicher weiterhin umstritten bleibt. Befriedigung verschafft auch die angemessene Berücksichtigung der Zeit des

siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Der Mittelschullehrer, der Schweizergeschichte zu behandeln hat, wird froh sein, seine Schüler auf dieses ausgezeichnete Vorbereitungsmittel hinweisen zu können; dem Maturanden aber wird er es als hervorragende Anleitung zu gründlicher Repetition empfehlen.

Hans C. Huber

LOUIS CARLEN, *Das Walliser Landrecht*. (Sonderabdruck aus «Blätter aus der Walliser Geschichte», Bd. 12.) Brig 1959. 14 S. — Die vorliegende kleine Schrift des Walliser Rechtshistorikers, dem wir schon die schöne und ausführliche Arbeit über das Landrecht des Kardinals Schiner verdanken, zeigt gleichzeitig Vor- und Nachteil des in mehr oder minder unveränderter Form gedruckten Vortrages.

Durch die leichte und flüssige, dem mündlichen Vortrag angepaßte Schreibweise gelingt es dem Verfasser einerseits, dem Leser — ohne ihn allzusehr anzustrengen — ein plastisches Bild von Entstehung, Inhalt und Weiterwirken des Walliser Landrechtes zu vermitteln, andererseits sieht er sich dadurch aber gezwungen, einzelne wesentliche Probleme nur im vorübergehen kurz zu streifen und so den Blick auf die interessante Einzelfrage zu Gunsten einer Gesamtschau zu opfern.

Dies gibt dem Ganzen den Charakter einer Orientierung, was wohl mit dem Vortrag auch bezweckt war, welche aber vor Drucklegung vielleicht durch einen kleinen Anmerkungsapparat hätte zweckmäßig ergänzt werden können. Indessen vermag der Aufsatz auch so dem an rechtshistorischen Gegebenheiten Interessierten wertvolle Hinweise und Anregungen zu geben.

Claudio Soliva

PAUL CHAUVET, *Les ouvriers du livre en France des origines à la Révolution de 1789*. Paris, Presses universitaires de France, 1959. In-8°, XIV + 543 p. — M. Chauvet s'est donné pour tâche de rassembler toute la documentation concernant les travailleurs du livre en France. Il l'a fait avec soin et en a tiré un livre important. L'abondance des matériaux l'a obligé à partager son étude en deux parties. La seconde est une thèse de Sorbonne soutenue en 1953 et publiée en 1956 sous le titre: *Les ouvriers du livre en France de 1789 à la constitution de la Fédération du Livre*.

Plus de la moitié du présent volume traite des conflits entre maîtres imprimeurs et compagnons. L'auteur ne cache pas les sympathies qu'il éprouve pour la cause ouvrière. Certains de ses commentaires appartiennent plus à la rhétorique politique et syndicale qu'au langage de l'analyse historique (par exemple, p. 43: «La combativité et la ténacité dont avaient fait preuve les compagnons lyonnais avaient forcé les pouvoirs publics à user de ménagements avec eux. Ils avaient, certes, perdu une grande bataille, mais ils s'étaient battus avec courage et honneur pendant cinq ans...»).

Pour le XVI^e siècle, M. Chauvet reprend les beaux travaux de Hauser sur les *Ouvriers du passé*. Il y ajoute quelques documents inédits, mais n'en renouvelle pas l'interprétation. Pour les XVII^e et XVIII^e siècles, il énumère, cite et commente tous les textes (édits royaux, arrêts du Parlement, ordonnances de police, plaidoyers et mémoires) qui éclairent la condition des ouvriers du livre à Paris. Dès 1571, l'association patronale des imprimeurs

réussit à se faire reconnaître une existence légale et, en 1610, se constitua en Communauté des maîtres imprimeurs et libraires parisiens, alors que les compagnons ne parvinrent jamais à faire admettre leurs confréries. Sans cesse dissoutes et reconstituées clandestinement, ces organisations témoignent d'une précoce « conscience de classe » dans ce métier à la fois manuel et intellectuel, où le travail en équipe préparait sans doute à l'action commune. Les ouvriers ne cessèrent de s'opposer, parfois avec succès, à toutes les décisions qui leur étaient par trop défavorables. Après avoir épuisé les moyens d'obstruction juridique — limités, puisque toute action collective leur était interdite —, ils n'hésitaient pas à recourir à l'action directe, aux arrêts de travail, à la mise en interdit d'ateliers ou même à la grève.

Chaque fois qu'il s'agit d'obtenir une réglementation plus répressive, les maîtres répètent leurs accusations: assemblées illicites, coalitions, indiscipline, débauche et paresse. Au premier plan des griefs ouvriers figurent naturellement les revendications essentielles pour un salaire suffisant et des conditions de travail décentes. En outre, les compagnons sont obligés de mener une lutte continue pour empêcher que les maîtres n'embauchent un nombre disproportionné d'apprentis, main-d'œuvre moins coûteuse et plus docile. L'accès à la maîtrise constitue aussi un sujet de mécontentement toujours plus important. Libre au moment de l'invention de l'imprimerie, la profession d'imprimeur tend dès le XVI^e siècle à se constituer en caste. Cette évolution atteint son point culminant au moment où Colbert décide de réduire à trente-six le nombre des maîtres imprimeurs parisiens. Pour devenir maître, seuls comptent désormais les liens de parenté et les compagnons ont souvent l'occasion de souligner l'ignorance des maîtres promus de cette manière.

Cette étude chronologique des rapports entre maîtres et compagnons est centrée sur Paris. Un chapitre assez bref passe en revue les villes de province. La deuxième partie de l'ouvrage est consacrée aux autres catégories d'ouvriers du livre: apprentis, correcteurs, protes, fondeurs de caractères, etc. Le chapitre consacré aux impressions clandestines nous paraît trop sommaire et pour tout dire superflu, mais le dernier chapitre présente de nouveau un vif intérêt. Y sont étudiés d'une part les conditions de travail dans les ateliers, d'autre part les mœurs, le vocabulaire, les fêtes et les usages de la corporation. Ces aperçus sur le comportement et la mentalité d'un corps de métier nous rapprochent de l'expérience vécue, et par là même d'une vraie histoire sociale.

Les typographes si chers à M. Chauvet lui ont parfois joué des tours. Ça et là, le lecteur bute sur des coquilles. Il est plus gênant de voir déformés des noms propres comme Schoeffer (devenu Schoiffer à la p. 3 et dans l'index) et Doumergue (appelé Domergue à la p. 63). Gustave Moeckli

GUIDO KISCH, *Erasmus und die Jurisprudenz seiner Zeit. Studien zum humanistischen Rechtsdenken*. Basler Studien zur Rechtswissenschaft, Heft 56. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1960. XIX u. 560 S. — Die Geschichte der Billigkeitsidee und ihr Verhältnis zum Rechtsgedanken rührt an die geistesgeschichtlichen Grundfragen der Jurisprudenz und an die juristischen und philosophischen Grundlagen der Rechtsordnung. Kisch stellt in seinem Buch dar, wie das antike Billigkeitsideal, insbesondere der aristotelischen

Epieikeia, in das Rechtsdenken des 16. Jahrhunderts eindrang und wie die Gestaltung des Begriffsinhaltes unter dem Einfluß des aufkommenden römischen Rechtes sich wandelte. Eine Einführung in Geschichte und Lage des Problems gibt vor allem einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung zur Aequitas im römischen Recht und Epieikeia im griechischen Rechtsdenken und zur Frage des aristotelischen Einflusses auf das Rechtsdenken der alten römischen sowie der italienischen Juristen des Mittelalters. — Ausgehend von Erasmus von Rotterdam verfolgt Kisch Aequitas und Epieikeia und die Parömie «Summum ius summa iniuria» in ihrem Wandel im Zeitalter der humanistischen Jurisprudenz. Das veranlaßt ihn zur Untersuchung über Aristoteles' Begriff der Epieikeia bei Johannes Vives (1492—1540), an den sich jene über die einschlägigen Lehren des Claudius Catiuncula (ca. 1490—1549) anschließt, die zum Resultat führt, daß die Aequitaslehre des Basler Humanisten-Juristen von der philologisch-theologisch-philosophischen Argumentation des Erasmus abhängig ist und daß Catiuncula die aristotelische Epieikeialehre nicht angenommen hat. Trotz der scharfen Kritik zeitgenössischer Juristen vom Range eines Ulrich Zasius (1461—1535) und Andreas Alciatus (1492—1550), deren Stellungnahme zu Aequitas und Epieikeia Kisch untersucht, fand auch die Aequitaslehre des Gulielmus Budaeus (1468—1540) zahlreiche Anhänger. Dazu beigetragen hat u. a. Johannes Olendorp (1488—1567), der durch seine Umgestaltung und religiöse Orientierung der Budeschen Aequitaslehre die «Billigkeit» zum juristisch-ethisch-sozialen Leitgedanken der als Ideal anzustrebenden Gerechtigkeitspflege und Rechtsverwirklichung gemacht hat, wie Kisch eindrücklich zeigt.

Als Exkurse bringt Kisch eine Reihe von Nebenuntersuchungen, die mit dem Hauptthema zusammenhängen: das Epieikeiaproblem bei Aegidius Romanus (gest. 1316), die Aequitaslehre des Marsilius von Padua (gest. 1343), die Kommentatoren und Aristoteles' Epieikeia im Lichte der Forschungen von W. Ullmann, V. P. Mortari und U. Nicolini, zu Erasmus' *Christi philosophia*, Vigilinus von Aytta (1507—1571) über Aequitas und Petrus Tartaretus Aristoteleskommentar als Quelle Catiunculas.

Eine Auswahl von Quellentexten und eine Übersicht über das Schrifttum zu Aequitas und Epieikeia ergänzen neben Personen-, Sach-, Autoren- und Quellenregister das wertvolle Buch, das zum erstenmal von rechts-historischer Seite den Einfluß hervorhebt, den die christliche Philosophie des Erasmus auf das Rechtsdenken und die Rechtslehre im Humanistenzeitalter ausübte. Darum forderte die Untersuchung auch ihre eigene Methode, die neben den juristischen und rechtsgeschichtlichen die philologischen, philosophischen, universalhistorischen und soziologischen Gesichtspunkte berücksichtigen mußte.

Louis Carlen

GUIDO KISCH, *Bartolus und Basel*. Basler Studien zur Rechtswissenschaft, H. 54. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1960. 108 S. mit 8 Abb. — Die Schweizer, die in Bologna studiert hatten, waren die ersten, die Bartolus, den großen italienischen Juristen und bedeutendsten Vertreter der Postglossatoren, in der Schweiz bekannt machten. Nach der Gründung der Universität 1460 wurde in Basel das römische Recht im Anschluß an Bartolus und seinen bekanntesten Schüler Baldus von den Rechtslehrern vorgetragen,

bis das Vordringen des Humanismus eine neue Richtung des Rechtsstudiums inspirierte, welche die Forderung stellte, die Kommentare auszuschalten und zu den Quellen zurückzukehren, und welche gegenüber der analytischen Exegese der Kommentatoren Philologie und Exegese betonte. Kisch schilderte lebhaft, wie Bartolus in diesem Kampf zwischen *mos italicus* und *mos gallicus* an der Universität Basel Befürwortung und Ablehnung fand. Nach Betrachtung des juristischen Methodenstreits vom Anfang des 16. Jahrhunderts beantwortet der Autor die Frage, wie sich die Schweizer Rechtswissenschaft während des 16. Jahrhunderts zu den juristischen Lehren des Bartolus stellte und ob dessen Lehren in den Basler Gerichten praktische Bedeutung gewannen. Kisch beweist, womit er die bisherige Literatur korrigieren kann, daß Bartolus auch in der Schweiz «bis ins 17. Jahrhundert hinein der einflußreichste unter den mittelalterlichen Juristen» gewesen ist. Davon zeugen auch die zahlreichen Werke Bartolus' in Schweizer Bibliotheken; Kisch gibt ein Verzeichnis ihrer Wiegendrucke in der Schweiz. Eine Übersicht zum Schweizer Schrifttum über Bartolus und die wichtigsten Akten zur Bartolusgedenkfeier und Ausstellung «Bartolus und Basel» im Jahre 1959 in Basel runden das Bild, das einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des römischen Rechts und der Rechtswissenschaft der Schweiz darstellt.

Louis Carlen

MARIE-MADELEINE MARTIN, *Sully-le-Grand*. Paris, Editions du Conquistador, 1959. In-8°, 405 p. — On ne trouvera pas, dans la dernière biographie parue sur Sully, de documents inédits ou de vues nouvelles. Destiné au grand public, l'ouvrage ne comporte que quelques notes et presque point de références. Si l'auteur s'abandonne parfois à des développements plus littéraires qu'historiques, son livre se lit dans l'ensemble avec intérêt et agrément. Aussi le but que se propose M^{lle} Marie-Madeleine Martin est-il atteint: faire connaître aux Français la figure de celui qui, aux côtés d'Henri IV, dont il est inséparable, fut l'artisan du relèvement de la France meurtrie par les guerres de religion. Entraînée par cette intention louable et par la conviction fréquemment exprimée que les historiens n'ont pas assez rendu justice à son héros, M^{lle} Martin tourne souvent l'éloge de Sully en un panégyrique, quelquefois agaçant, d'autant plus qu'il se fonde pour l'essentiel sur les *Mémoires* de Sully, les fameuses *Economies royales*, qui sont elles-mêmes déjà un plaidoyer et un panégyrique. Ce n'était pas le propos de l'auteur de faire une œuvre de première main, mais, généralement parlant, on peut regretter que les biographes de Sully se soient jusqu'ici bornés à tirer le principal de leur information, ce qui est assurément bien commode, des *Economies royales*. Il serait temps maintenant qu'on se décide à partir d'enquêtes d'archives étendues, dont les résultats seraient certainement fructueux et permettraient de retracer de manière objective et détaillée la prodigieuse activité économique et financière du Surintendant.

Le texte contient quelques inexactitudes: le Grand Schisme a duré cent ans (p. 42); les relations des ambassadeurs vénitiens sont citées comme exemple d'archives découvertes depuis une vingtaine d'années (p. 43); le «Grand Dessein», c'est-à-dire le projet de paix perpétuelle élaboré par Sully, prévoit en Europe cinq monarchies électives, et non six, non pas trois républiques, mais quatre (p. 218, n. 1). Enfin, une énormité, qu'il faut bien

relever dans une revue suisse: au sujet de l'intolérance réciproque des catholiques et des protestants, il est dit (p. 108) qu'à Genève, la peine de mort fut appliquée aux catholiques jusqu'en 1632, alors qu'en réalité, même à l'époque de Calvin, ceux qui faisaient publiquement profession de catholicisme étaient simplement bannis. Dès 1580, «l'atmosphère était si détendue» (l'expression est d'Emile-G. Léonard) qu'un Jésuite italien était reçu affablement par Théodore de Bèze, pouvait se montrer en soutane dans les rues en toute sécurité et proclamer partout la supériorité de la foi romaine! (Voir Mario Scaduto S. J., *La Ginevra di Teodoro Beza nei ricordi di un Gesuita lucano*, Luca Pinelli (1542—1607), *Archivum Historicum Societatis Iesu*, vol. XX, 1951, p. 117—142).

Louis Binz

ROBERT A. KANN, *A Study in Austrian Intellectual History. From Late Baroque to Romanticism*. Frederick A. Praeger, Publishers, New York 1960. XX u. 367 S. mit 26 Abb. — Dies ist ein historisches Werk ganz besonderer Art: Dem Verfasser, der aus den hochkultivierten akademischen Kreisen Wiens stammt und nun als Geschichtspräsident an der Rutgers-University, New-Jersey, in Amerika wirkt, geht es darum, ein Stück Geistesgeschichte der alten österreichischen Monarchie vorzuführen. Er tut dies mit tiefer historischer Einfühlung und mit dem klaren, ordnenden Überblick des rückblickenden Epigonen. Als Zeitepoche hat er die zwei Jahrhunderte vom Ausgang des Spätbarock über die Aufklärung zur Romantik gewählt, Evolutionen, die im alten Habsburgerreich mit den Kaisernamen Leopold I., Joseph I., Karl VI., Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und Franz II. verknüpft sind. Kann betrachtet sie, vom Schauplatz der Begebenheiten durch Zeit und Raum getrennt, mit gefühlswarmer Objektivität.

Als tragende Pfeiler seines Buches stellt der Verfasser zwei große Figuren des österreichischen Geisteslebens heraus, deren biographischer und geistesgeschichtlicher Behandlung mehr als die Hälfte des Bandes gewidmet ist: *Abraham a Santa Clara* (1646—1709) und *Joseph von Sonnenfels* (1732—1817), Namen, die in USA wohl nur einer Handvoll Fachgelehrter bekannt, aber auch in der dem Wirkungskreis beider Männer benachbarten Schweiz wenig geläufig sein dürften. Der an der geistesgeschichtlichen Vergangenheit des alten Österreich aber interessierte Leser erfährt aus Kanns Werk manch Aufschlußreiches über zwei hochbedeutende Männer und ihre Zeitepochen.

Der eine, Ulrich Megerle aus Schwaben, seit 1662 Augustiner-Barfüßermönch Abraham a Santa Clara, wirkte in Wien durch seine gepfefferten Predigten, die Schiller, über Goethes Hinweis, zu der köstlichen Figur des Kapuzinerpaters in «Wallensteins Lager» inspiriert haben. Eine wahrhaft barocke Figur, verfolgte Pater Abraham mit seinem Spott und Hohn, ja sogar Fluch und Haß seine zwei «Erbfeinde der Christenheit»: Türken und Juden.

Als Gegenstück des geistesgeschichtlichen Gemäldes, das Kann meisterhaft entwirft, steht Joseph von Sonnenfels, Jurist, Professor, Beamter, selbst Jude des Namens Lipman, nach Konvertierung seines Vaters des Namens Wiener, geadelt mit dem Namen von Sonnenfels. Als Heros der Aufklärungsideen wirkt er im Zeitraum der Maria-Theresianischen und Josephinischen Epoche. Seine Verdienste um die Toleranz, sein Kampf um Aufhebung der Tortur, sein Wirken, an der Seite Mathias Wilhelms von

Haan, für das österreichische Strafgesetz von 1803 und, an der Seite Zeillers, für das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch von 1811 sind oft gewürdigt und vom Kaiser Franz II. mit dem Stephansorden ausgezeichnet worden. Höher noch als diese offiziellen Leistungen Sonnenfels' sind aber jene auf dem Gebiete der allgemeinen Geisteskultur zu bewerten: sein Einfluß auf das Theaterwesen Wiens, auf die Erziehung der adeligen Jugend, auf die Förderung einer gepflegten deutschen Sprache in Legislatur, Literatur und Journalismus.

Vor, zwischen und nach den beiden Lebensbildern fügt Kann einleitende, überleitende und zusammenfassende Exkurse ein, um so aus den biographischen Grundelementen ein historisches Ganzes zu machen, das, auf Renaissance, Reform und Gegenreform zurückgreifend, über Barock, Aufklärung, Klassizismus und Romantik bis in die Zeit der Revolution von 1848 reicht, über diese in den Neo-Konservatismus der fünfziger Jahre und in den Liberalismus hinausgreift und an vielen Stellen Vistas in unsere Tage eröffnet. Franz Joseph und Metternich kommen dabei nicht schlecht weg; gegen Viktor Bibl wird polemisiert, Srbik ernst genommen.

In dem Ineinandergreifen und dem aus einander Erwachsen der aufeinanderfolgenden geistesgeschichtlichen Epochen bemüht sich Kann, etwas Zyklisches zu sehen, ohne es aber dem Leser klar begreiflich machen zu können. Besser, ja meisterhaft ist die Metapher vom «Pendeln» der Entwicklung durchgeführt, die im letzten Kapitel «The Swing of the Pendulum» dem Werk geradezu die Krone aufsetzt. Aber auch die Auseinandersetzung des Verfassers mit dem Judenproblem, seine Hinweise auf das vormärzliche Ständewesen sind höchst lesenswerte Kapitel und setzen manch neues Licht auf längst unklar gesehene Probleme.

Ein tröstliches Résumé zieht Kann aus der rhythmischen Aufeinanderfolge der in seinem Buch behandelten Zeitepochen: Die revolutionären dauern kurz, die konservativen lang!

Reichliche Anmerkungen, ein sehr sorgfältiger Index, eine «selected bibliography» erhöhen den Nutzwert des spärlich, aber gut illustrierten Werkes, das leider bisher nur auf Englisch existiert. Eine baldige Übertragung ins Deutsche tut dringend not, damit die Arbeit Kanns dort gelesen werde, wo sie am besten gewürdigt werden kann: im Raum des alten deutschen und Habsburger-Reiches, im Europa deutscher Zunge.

Die amerikanische Rutgers-Universität erfüllt durch ihre Spezialforschungen über die Geschichte der verschwundenen Habsburgermonarchie eine europäische Aufgabe, wofür ihr die Historiographie der alten Welt Dank zollen muß.

Hugo von Haan

FRANCIS LEY, *Le Maréchal de Münnich et la Russie au XVIII^e Siècle*. Paris 1959. XIII u. 319 S. — «Ich beginne dieses Buch mit einem Geständnis», so lesen wir auf S. I, und erfahren, daß der Verfasser das Buch kaum geschrieben hätte, wenn er nicht ein leiblicher Nachkomme seines Helden wäre. Er hoffe aber, Parteilichkeit vermieden zu haben, habe er doch in achtjähriger Arbeit die Originalquellen gesammelt und durchforscht. Von einem solchen, aus Pietät zum Blutsverbunden-Nahen entstandenen und genährten Werk erwarten wir liebevolles und sorgfältiges Eingehen in die Quellen und anschauliche Darstellung — und werden auch hierin nicht ent-

täuscht — und sind andererseits zu einer gewissen Nachsicht geneigt, wo es um die weiteren Horizonte geht.

Tatsächlich hat der Held des Buches, Marschall Münnich, eine eigene Monographie seit langem verdient. Es ist zwar eine starke Übertreibung, wenn der Verfasser auf S. II schreibt: «De nos jours, ni les manuels d'histoire russe, ni les autres ne citent encore le nom de Münnich.» Münnichs posthumes Unglück besteht nicht darin, daß man seinen Namen nicht kennt, sondern daß man ihn in einem Atemzug mit traurigen Vertretern der russischen «Deutschenherrschaft» seiner Zeit, wie etwa Biron, nennt und ihn etwa auch in dieselbe Menschenkategorie einstuft. Das Charakterbild Münnichs hat etwas Schwankendes, und das ist sogar noch im vorliegenden Buch zu merken. «On le pourrait appeler, sans intention de blâme, un aventurier du siècle des lumières», so beschließt Victor-L. Tapiér sein Vorwort zum besprochenen Werk; und der Verfasser selbst betont den Ehrgeiz als eine der wichtigsten Triebfedern von Münnichs Emporkommen. Doch im ganzen gesehen hat Ley mit Recht eine bedeutend höhere Meinung von seinem Helden, wie schon ein bloßer Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt: da folgen auf einen I. Teil «La Formation de l'Homme 1683—1725» eine «Deuxième Partie. Le Continuateur de l'Oeuvre de Pierre I^{er}. 1725—1742» und ein 3. Teil: «Le Témoin de Pierre I^{er} et les Idées politiques. 1742—1767.» Münnich erscheint also als ein Mann, der seine Kräfte in den Dienst einer großen Idee gestellt hat. Und dem Werdegang nach lernen wir ihn aus Leys Buch kennen als den soliden Spezialisten, der Staats- und besonders Militärwesen von den technischen Grundlagen her angepackt, gelernt und ausgeübt hat. Münnich war nämlich Sproß eines Geschlechtes von oldenburgischen Beamten, zu deren Obliegenheiten auch die Deichgrafschaft gehörte. Auf dieser Tradition fußend, wird er Ingenieur von Wasserbauten, Militär-Ingenieur überhaupt, militärischer Organisator und schließlich Feldherr und Staatsmann im weitesten Sinn.

Wenn Leys Buch uns über Herkommen, Persönlichkeit, Tätigkeit und Gedankenwelt seines Helden verläßlich, eingehend und lebendig informiert, so ist dagegen der Untertitel «... et la Russie au XVIII^e siècle» etwas zu anspruchsvoll für ein Buch, dessen Bibliographie zur russischen Geschichte des 18. Jhs. im allgemeinen (abgesehen von Werken, die sich speziell mit Münnich befassen) ganze zwei Seiten umfaßt und nur französische Bücher enthält.

Rudolf Bächtold

ADA ANNONI, *L'Europa nel pensiero italiano del settecento*. Milano, Marzorati, 1959, XX + 611 pages in-8° (Fondazione Alfonso Casati per gli studi storici, I). — Ce livre est comme une anthologie: l'auteur a extrait de la production italienne du 18^e siècle (de Muratori et Maffei jusqu'à Denina et Filangieri) les pages qui concernent l'Europe. A vrai dire le sujet a été fortement élargi: une première partie est consacrée aux nations et peuples extra-européens (la Chine, l'Orient ancien, l'Amérique, les „Sauvages“, les colonies) pour autant qu'ils soient considérés en fonction des normes européennes; la seconde partie (p. 119—441) montre comment la pensée italienne du siècle des Lumières a compris et analysé le «génie» des différentes nations de l'Europe (de l'Espagne à la Russie, nouvelle venue, en passant par l'exemplaire Angleterre et la France triomphante). Seule

la troisième et dernière partie traite directement du concept même de l'Europe (intéressantes citations p. 487, 555, 578). Il ressort de ces pages que la conscience qu'on avait de l'unité de l'Europe, encore vague et incomplète au début du siècle, se précise, s'approfondit, s'enrichit surtout à partir de 1750 pour arriver à s'exprimer définitivement vers 1770—1780.

Quelque copieux qu'il soit, cet ouvrage n'échappe pourtant pas à certaines imperfections: le rapport que l'auteur établit entre le développement du concept de l'Europe et la décadence des mythes exotiques (tels ceux de la sagesse chinoise et du *bon sauvage*, qui vont se désagrégeant) n'est pas convaincant. Il semblerait plutôt qu'on ait là deux phénomènes totalement distincts, relevant de deux démarches différentes de l'esprit et de la connaissance. Le progrès même du concept de l'Europe n'est pas étudié sous tous ses aspects et c'est regrettable. Quand donc le mot *europæo* apparaît-il dans la langue italienne? N'y a-t-il pas déjà, ailleurs que chez les écrivains, des traces d'une sensibilité, d'une politique européenne?

Enfin, il faut bien avouer qu'une étude de l'histoire du concept de l'Europe au 18^e siècle, plus que toute autre, demandait à n'être pas restreinte à la production littéraire d'un seul pays. A chaque instant on a envie de compléter ce que dit M^{lle} Annoni par des rappels d'auteurs français ou anglais. Mais jamais elle ne fait de tels rapprochements. Elle s'est abstenue délibérément, semble-t-il, d'ouvrir des perspectives, de suggérer des filiations, de soulever des problèmes. L'ouvrage a ainsi perdu une part de l'intérêt que son sujet devait lui conférer. Pas d'index. J. D. Candaux

LUIGI DAL PANE, *Lo Stato pontificio e il movimento riformatore del Settecento*. Milano, A. Guiffrè, 1959, VIII + 798 pages, in-8°. — On sait à quel point les travaux du professeur DAL PANE ont renouvelé l'histoire de l'économie italienne, particulièrement pour le 18^e siècle. Le grand professeur bolonais avait publié ces dernières années, dans différentes revues, d'importants articles consacrés à la politique agraire et fiscale des papes, aux réformes entreprises notamment par Benoit XIV et Pie VI et aux projets novateurs ayant les Etats pontificaux pour objet. Il a eu la bonne idée de réunir toutes ces études en un seul volume et de les faire précéder d'un état de la question et d'un essai de synthèse qui occupent le tiers du livre. Analysant un à un tous les travaux que, depuis le début du 19^e siècle, on a écrit sur ce sujet, M. Dal Pane n'a pas de peine à montrer la partialité de leurs trop rapides jugements. Plaidant pour une historiographie qui repose sur une connaissance totale du passé (*metodo per totalità*), l'auteur relève quelques exemples d'erreurs fondamentales dues à une information défectueuse ou unilatérale. Il réfute vigoureusement l'opinion, jadis prédominante, et soutenue récemment encore par Piscitelli, qui veut que les Etats pontificaux n'aient pas subi de réformes économiques avant Pie VI. Enfin M. Dal Pane indique dans quelles directions les travaux doivent être menés désormais, quels domaines sont encore à explorer. Chemin faisant, en d'instructives digressions, il révèle d'importants documents inédits, tels ce *Mémoire* (1721) où Leonardo Libri, fonctionnaire apostolique, se livre à de curieuses estimations sur la balance du commerce des Etats du pape et propose des moyens de l'améliorer (p. 108—128) ou ces *Notizie* de Cristo-

foro Moltò (1766—1767) sur la nécessité de développer l'agriculture et le commerce de ces mêmes Etats (p. 165—175).

En appendice M. Dal Pane publie, enfin, une série d'autres documents (règlements fiscaux, réflexions du comte Marco Fantuzzi sur la Romagne, etc.). Un index des noms clot le volume. Jean-Daniel Candaux

DESMOND YOUNG, *Fountain of the Elephants*. Collins, London 1959. 319 S. mit 11 Taf. — Desmond Young verdankt seine Berühmtheit in erster Linie seinem nach dem zweiten Weltkrieg erschienenen Buch über Rommel. In seinem neuesten Werk wendet er sich einer früheren Epoche der Kriegsgeschichte zu, aber auch diesmal wieder steht im Mittelpunkt der Darstellung die Persönlichkeit eines ungewöhnlichen Heerführers. Es ist der aus Savoyen stammende Offizier Benoît de Boigne (1751—1830), der nach abenteuerlicher Jugend in russischen Kriegsdiensten nach Indien gelangte und dort die Armee des Mahratta-Fürsten Mahadaji Sindhia nach europäischem Muster reorganisierte. Während dreizehn Jahren stand er im Dienste Sindhias und verhalf dessen Armee durch eine Reihe brillanter Waffentaten gegen die Heere rivalisierender Fürsten zu großem Ruhm. Dem militärischen Können de Boignes verdankte Sindhia schließlich seine Vormachtstellung in Nordindien, eine Tatsache, die sich für die Entwicklung der britischen Kolonialpolitik günstig auswirkte. Das sehr faßlich geschriebene und leicht lesbare Buch basiert nicht nur auf tiefgreifendem Quellenstudium, sondern auch auf der eingehenden Vertrautheit des Verfassers mit der allgemeinen Geschichte und Geographie Indiens.

Hans Rudolf Guggisberg

MARGERY WEINER, *The French Exiles, 1789—1815*. London, John Murray, 1960. In-8°, XI u. 240 p. — Le goût de l'histoire inspire souvent des ouvrages où sont bravés tous les principes enseignés à l'Ecole des Chartes. Des romans aussi amusants que ceux de Dumas père, aussi émouvants que ceux de Walter Scott, des «vies romancées» à la Maurois, ce qui est fort bien. On peut encore, ce qui est moins bien, accommoder les faits historiques à la démonstration que tel peuple, tel système sont foncièrement mauvais, tels autres aussi proches que possible de la perfection. Alors, si on a du charme et du brio comme l'auteur de *The French Exiles*, on intéressera beaucoup de lecteurs..., mais, même en prenant certaines précautions bibliographiques, on n'obtiendra pas un compte rendu de la *Revue suisse d'histoire*. Ce n'est que pour une reconstitution partielle du Londres d'il y a 170 ans qui semble assez bien faite, et pour quelques indications intéressantes tirées notamment des papiers du Public Record Office se rapportant au clergé français émigré en Angleterre, que ce livre mérite d'être mentionné ici. Cécile-R. Delhorbe

E. J. PASSANT, *A Short History of Germany 1815—1945*. At the University Press, Cambridge 1959. VIII u. 256 p. mit 24 Karten. — Der kleine Band verdankt seinen Ursprung einem von der «Naval Intelligence Division» der britischen Admiralität geschaffenen Handbuch, das unter Berücksichtigung neuester Publikationen überprüft und durch ein von D. C. Watt

verfaßtes Kapitel über die Zeit des Zweiten Weltkrieges ergänzt worden ist. Nach einer bis zum Westfälischen Frieden zurückgreifenden Einleitung vermittelt das Buch auf knapp 240 Seiten eine klare, gut geordnete, sachlich wohl fundierte Übersicht über die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands vom Wiener Kongreß bis zur totalen Katastrophe des Dritten Reiches. Dabei findet auch die jüngste Vergangenheit eine gerechte, die Schuld Deutschlands wie die Fehler seiner Gegner vorurteilslos abwägende Würdigung. Der Leser mag es bedauern, daß um der Kürze willen auf kulturgeschichtliche Kapitel bewußt verzichtet wurde und daß auch die geistesgeschichtlichen Aspekte der deutschen Entwicklung wenig berücksichtigt werden. Dagegen verdient der von W. O. Henderson verfaßte, mit einer Fülle von Zahlenmaterial belegte wirtschaftsgeschichtliche Teil volle Anerkennung, ebenso die starke Berücksichtigung der sozialen Probleme, wobei das Buch vor allem die Diskrepanz zwischen der gigantischen industriellen und der wechselvollen politischen Entwicklung einerseits und der sich im wesentlichen bis zur Hitlerzeit gleichbleibenden hierarchischen Gesellschaftsstruktur andererseits zutage treten läßt. — Das Kartenmaterial ist von unterschiedlicher Qualität; neben den Karten, welche die territorialen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg recht gut veranschaulichen, finden sich solche, die mangels Farbe oder Schraffur nur eine ungenügende Übersicht zu vermitteln vermögen (vor allem S. 17). Wertvoll ist neben dem Namen- und Sachregister die umfangreiche, besonders auch das angelsächsische Schrifttum umfassende Bibliographie. Max Bandle

FERNAND VERCAUTEREN, *Cent ans d'histoire nationale en Belgique*, tome I. Bruxelles, La Renaissance du Livre, 1959. In-8°, 215 p., pl. hors texte. — Tout ouvrage historiographique est précieux en ce qu'il permet une prise de conscience des tendances générales de la recherche comme des progrès qui ont pu être accomplis dans divers domaines: c'est sans doute ce que facilitera le premier volume de l'ouvrage du professeur Vercauteren qui, brièvement, mais avec une érudition précieuse, détermine les grandes lignes de l'historiographie de son pays entre 1830 et 1900. Examinant tout d'abord l'apport des divers historiens romantiques — Kervyn de Lettenhove et Polain principalement — et des archivistes qui furent leurs contemporains — Gachard, Alphonse Wauters — il consacre ensuite des chapitres à l'histoire nationale telle qu'elle fut enseignée dans les chaires universitaires, aux vastes narrations historiques de la seconde moitié du XIX^e siècle et aux rapports qui, inévitablement, s'établissent entre les préoccupations politiques d'une époque et l'étude plus ou moins approfondie de certains sujets historiques. Si l'on veut résumer rapidement, il apparaît que les sujets de prédilection des historiens belges du XIX^e siècle furent donc l'époque bourguignonne de Philippe le Bon à Charles le Téméraire, le XVI^e siècle et, dans une certaine mesure, les événements plus récents du XVIII^e siècle. Si les historiens qui s'illustrèrent dans les premières années de la monarchie belge furent influencés autant par Augustin Thierry et Savigny que par le roman historique, les archivistes, eux, manquèrent principalement de méthode, plus préoccupés qu'ils furent de publier que d'entreprendre des critiques que leurs formations souvent autodidactiques rendaient très difficiles. Du côté des cours universitaires, la compilation apparaît presque de

rigueur, comme d'ailleurs l'absence d'une objectivité dont on voudra faire un article de foi lors des premiers pas de l'histoire proprement scientifique, avec, pour résultat, des œuvres-fleuves exploitant peu les sources documentaires, là encore faute de préparation technique et d'entraînement à la critique de la part des titulaires des chaires académiques, qui préfèrent les «tableaux-vivants» historiques et l'«histoire-bataille». Il est assez curieux de relever que l'apport le plus substantiel fut le fait de spécialistes déjà en possession d'une technique d'analyse des faits et des documents et d'une méthode critique: les juristes. Enfin, on peut relever le fait, qui n'est pas propre à la Belgique au XIX^e siècle, de l'absence quasi-totale d'ouvrages d'histoire économique et surtout sociale. En conclusion, après avoir suivi avec le plus grand intérêt l'exposé de M. Vercauteren, on ne peut manquer de constater combien il illustre ce propos de J. Huizinga dont l'auteur fait état et selon lequel «l'histoire est la forme intellectuelle dans laquelle une génération rend compte à elle-même de son passé». Jean-Pierre Aguet

FRIEDRICH BÜLOW, *Friedrich List*. (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 16.) Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1959. 113 S. — Die vorliegende Kurzbiographie, die sich zu einem reichen Schrifttum über Friedrich List hinzugesellt, vermittelt eine gute Übersicht über das unstete Leben, über Denken und Schaffen eines hochbegabten Menschen, der den richtigen Blick für die wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Möglichkeiten seines Jahrhunderts besaß, aber an den engen Verhältnissen des damaligen Deutschland scheiterte. Der Leser gewinnt das lebendige Bild einer temperamentvollen, geistprühenden Persönlichkeit, eines unentwegten publizistischen Kämpfers von großer Arbeitskraft, eines Mannes, der bei allem Sinn für das Reale stets idealistischen Schwung bewahrte. Besonders schätzenswert sind die beiden Kapitel «Das Ringen um ein nationalökonomisches System» und «Friedrich List als volkswirtschaftlicher Denker», entwickelt doch hier der Verfasser im Zusammenhang die Ideen Lists. Dabei wird nicht nur dessen Auseinandersetzung mit der klassischen Schule Adam Smiths und mit der Freihandelstheorie deutlich, sondern es zeigt sich vor allem auch, wie sich bei List das Wirtschaftliche mit dem Politischen verband und wie er im Sinne des vormärzlichen Liberalismus die erstrebte Verkehrs- und Wirtschaftseinheit stets als Voraussetzung der nationalen Einigung Deutschlands betrachtete. — Der Text wird ergänzt durch Zeittafel und Literaturverzeichnis.

Max Bandle

ALBERT WUCHER, *Theodor Mommsen, Geschichtschreibung und Politik*. (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Bd. 26.) Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1956. 238 S. — Das Buch ist ein Dokument jener Besinnung, die nach 1945 da und dort in Deutschland tröstlicherweise eingesetzt hat. Es ist wesentlich bestimmt von der brennenden Frage, «welcher Anteil und wohl auch welche Schuld an den verhängnisvollen Entwicklungen der Gegenwart auf das Konto Geschichtsforschung und -lehre ging». Es ist naheliegend und verdienstlich, diese Frage im Hinblick auf Mommsen zu beantworten: denn auch ihm, dessen Wirkung auf weite Kreise unbestritten ist, blieb der Vorwurf, die Macht, den Nationalismus und den Cäsarismus unbillig verherrlicht zu haben, nicht erspart. Die Argumente, mit denen

Wucher die gegen Mommsen erhobenen Vorwürfe zurückweist, wirken überzeugend, nicht nur, weil sie reich mit Zitaten belegt sind, sondern auch, weil Wucher unvoreingenommen ans Werk geht und nichts verschweigt.

Wucher steht nicht an, Mommsens Römische Geschichte als «politische Geschichtschreibung» zu bezeichnen, die auf Deutschland zeitgemäß hätte einwirken sollen; er bestreitet nicht, daß Mommsen die Macht als erste und unentbehrliche Voraussetzung für staatliche Wirksamkeit bejahte; er bagatellisiert nicht Mommsens Leidenschaft für den nationalen Staat, nicht die Cäsarverherrlichung, und er verschweigt auch nicht jene bedenkliche Äußerung, mit der Mommsen nach seiner Audienz bei Napoleon III. auch für Deutschland «einmal einen solchen grand criminel» wünschte. Aber — und damit beweist Wucher sein subtiles Unterscheidungsvermögen — Mommsen erscheint ihm nicht als «politischer Historiker» von der Art eines Treitschke, weil dem Verfasser der Römischen Geschichte die Verpflichtung zu wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit doch immer über alles ging; es wird gezeigt, daß Mommsen zwar die Nation, aber durchaus nicht den Nationalismus mit seinen chauvinistischen und imperialistischen Zügen bejahte; und es wird deutlich, daß Mommsen freilich Cäsar, aber keineswegs den Cäsarismus verherrlichte. Es ist ein Glanzstück Wuchers, nachgewiesen zu haben, daß Mommsen eigentlich gar nicht den Cäsar, wie er war, verherrlichte, sondern ein Idealbild eines Casaren, der die Freiheit hätte wiederherstellen wollen. — Wie Mommsen zu diesem Idealbild gelangte, darauf bleibt Wucher die Antwort allerdings schuldig, wie er sich überhaupt nicht den Anschein gibt, alle Rätsel gelöst zu haben. Aber überzeugend bleibt der Nachweis, daß Mommsen jedenfalls sein Leben lang die liberalen Ideen hochhielt, daß ihm eben die Macht nur Voraussetzung, nicht Erfüllung der Staatsbildung war, daß er ja selber — im Unterschied zu so vielen liberalen Zeitgenossen — vor der Macht Bismarcks nicht kapitulierte, sondern, nachdem er die Reichsgründung durch Machtentfaltung zunächst gutgeheißen hatten, nun unerbittlich eine Liberalisierung der deutschen Staatlichkeit verlangte. — Das flüssig geschriebene Buch ist nicht nur für den Mommsenspezialisten interessant. Es ist durch seine Thematik selber auch ein Stück politischer Geschichtschreibung im besten, erzieherischen Sinne.

Gerhard Frick

ALFRED HEUSS, *Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert*. (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, Neue Folge, Nr. 19.) Verlag Ferdinand Hirt, Kiel 1956. 285 S. — Das Buch enthält als belegende Beilage jene merkwürdige Testaments-Klausel, durch die Mommsen 1899 über seinen schriftlichen Nachlaß verfügte. «Ich ersuche die Meinigen, nach meinem Tode das Erscheinen eingehender Lebensbeschreibungen nach Möglichkeit zu verhindern, . . . was ich gewesen bin, oder hätte sein sollen, geht die Leute nichts an.» Diese schroffe Zurückweisung des Interesses für seine Person begründete Mommsen einerseits mit dem «schmerzlichen Gefühl der Unzulänglichkeit» seiner Leistungen und andererseits mit seiner Geringschätzung des deutschen Publikums und der deutschen Nation, in der es nicht möglich sei, ein «Bürger» zu sein. Bei der Lektüre des Buches von Heuß ist man versucht, noch einen weiteren Grund für Mommsens Biographenfeindlichkeit zu vermuten: Mußte nicht gerade Mommsen wissen,

wie unzulänglich biographische Bemühungen in der Regel sind? Er selbst, der als Schilderer historischer Gestalten so glanzvoll hervorragt, hat doch mit manchen seiner Charakterisierungen Beispiele unerhörter biographischer Ungerechtigkeit geliefert. Und seine Bilder — der eitle Cicero, der sture Cato, der unentschlossene Pompeius — blieben jedenfalls eindrücklich, da in ihnen die überlieferten Fakten eben doch mit genialer Penetranz durchleuchtet wurden. Von Mommsenscher Ungerechtigkeit ist bei Heuß freilich nichts zu spüren, aber auch nichts von jener ordnenden Penetranz. Das Buch zeigt, wie nachhaltig wirksam Mommsen das Tabu über seine Person ausgesprochen hat. Heuß erklärt denn auch schon im Vorwort, daß «jegliche Anliegen rein biographischer Art» seinem Buche fernliegen und er verspricht nur einen «Anfang und Versuch» in der Richtung auf eine «sachlich-historische Analyse» von Mommsens Persönlichkeit und Werk. Damit ist freilich nicht zu viel und eben nicht viel versprochen, und leider hält das Buch auch nicht mehr, als es verspricht. Das Bild des Geschilderten nimmt nirgends deutliche Gestalt an, es bleibt ständig in der Schwebelage des Sowohl-als-auch und des Zwar-einerseits, Aber-andererseits, ohne entscheidende Akzentsetzung. Beispielsweise läßt es sich Heuß angelegen sein, einerseits den nach seiner Auffassung weitverbreiteten Irrtum, daß Mommsen ein «politischer Historiker» gewesen sei, zu bekämpfen. Andererseits kann er selbstverständlich Mommsens aktives Interesse an den politischen Fragen des 19. Jahrhunderts auch nicht übersehen. Das Ergebnis der ganzen komplizierten Auseinandersetzung ist schließlich doch wieder, was man im wesentlichen bereits wußte. Denn wenn da erklärt wird, daß ein Historiker vom Formate Mommsens nicht lediglich durch seine politischen Tendenzen bestimmt sein kann, daß ein Werk wie die Römische Geschichte nicht nur ein «gigantisches Pamphlet» bedeutet, so werden damit Irrtümer zurückgewiesen, die kaum jemand ernstlich hegen kann. — Es soll hier nicht bestritten werden, daß Heuß dem Historiker, der sich besonders für Mommsen interessiert, manchen Hinweis zu geben hat. Aber die im Vorwort ausgedrückte Hoffnung, daß auch ein breiteres Publikum angesprochen werde, dürfte schwerlich in Erfüllung gehen, zumal das Buch sprachlich oft ziemlich mühselig anmutet.

Gerhard Frick

HELMUT STOECKER, *Deutschland und China im 19. Jahrhundert. Das Eindringen des deutschen Kapitalismus*. Verlag Rütten & Loening, Berlin 1958, 307 S. — Die Arbeit ist aus einer Dissertation hervorgegangen. Zwei Momente ließen nach Ansicht des Verfassers die Angriffnahme des Themas als zweckmäßig erscheinen: die Pflicht einer «fortschrittlichen deutschen Geschichtswissenschaft», die «Beteiligung des deutschen Kapitalismus und Imperialismus an der Ausplünderung, Ausbeutung und Unterjochung rückständiger, kolonialer und abhängiger Völker» aufzuzeigen, ferner die Pflege des Interesses an China angesichts der Freundschaft zwischen der «Volksrepublik» und der «Deutschen Demokratischen Republik».

Die Darstellung Stoeckers ist durchaus linientreu. Marx, Lenin, Mao Tse-tung werden zitiert, wo es angeht, sorgfältig sind alle für die preußisch-deutsche Politik in China zwischen 1863 und 1894 belastenden Tatsachen zusammengetragen, wobei auch der «heuchlerische Charakter der Missionstätigkeit» gebührend unterstrichen wird. Neue wesentliche Erkenntnisse

vermittelt das Buch nicht. Aber es bietet dem Kolonialhistoriker wertvolle Einblicke in Einzelfragen wie etwa die Pläne zur Errichtung eines deutschen Stützpunktes in oder bei China (1862—1873). Wie behutsam Bismarck Fragen der Kolonialpolitik zu behandeln pflegte, bestätigt sich auch hier. Der Verfasser hat nicht nur die vorhandenen gedruckten Quellen und die Literatur sehr umfassend herangezogen, sondern es standen ihm viele ungedruckte Quellen, vor allem das Archiv der deutschen Gesandtschaft in Peking zur Verfügung. Stoecker zitiert ausgiebig aus der Literatur wie aus den Akten, um sein Ziel zu erreichen. Auch die im Anhang wiedergegebenen 23 Dokumente sind meist kleinere Abschnitte aus umfassenden Schreiben. Aber das sorgfältig zusammengetragene Material ist doch nützlich. Daß dabei von verhältnismäßig unbedeutenden Ereignissen viel Aufwand gemacht wird, hängt damit zusammen, daß die Arbeit den am wenigsten wichtigen Abschnitt in den deutsch-chinesischen Beziehungen untersucht. Der Aufwand lohnt sich dort, wo der Verfasser die verschlungenen Pfade der deutschen Schwerindustrie und Finanz verfolgt, auf denen diese in das chinesische Geschäft eindringen.

Eduard Sieber

FRITZ FERDINAND MÜLLER, *Deutschland – Zanzibar – Ostafrika. Geschichte einer deutschen Kolonialeroberung 1884—1890*. Verlag Rütten & Loening, Berlin 1959. 582 S. mit 14 Abb. u. 6 Kart. — Der Verfasser war in der Lage, das Aktenmaterial des Kaiserlichen Reichskolonialamtes, des Auswärtigen Amtes und der Deutschen Kolonialgesellschaft «ohne Einschränkung», wie er sagt, zu benützen. Die Grundlagen für eine wissenschaftliche Darstellung sind also zweifellos vorhanden. Der Leser kann sie freilich nicht «ohne Einschränkung» hinnehmen. Wenn Müller S. 30 dem englischen Historiker Coupland «den kritischen Leser befremdende Kombination von wissenschaftlicher Gründlichkeit und simpler politischer Apologetik» vorwirft, so sagt er genau das, was *wir* dem Verfasser vorzuwerfen haben, nämlich daß er, der kommunistischen Ideologie ostdeutscher Prägung verschrieben, mit allen Mitteln die Schlechtigkeit des kapitalistisch-bürgerlichen Staates zu erweisen hat. Damit ist das Wesentlichste gesagt. Die eingehende Darstellung der deutschen Besitzergreifung in Ostafrika gewährt instruktive Einblicke in den Zusammenhang zwischen Finanzkapital und Kolonialpolitik und die Entstehung der alldeutschen Ideologie. Die am Ende des Bandes abgedruckten 46 Dokumente sind meist nur auszugsweise wiedergegeben.

Eduard Sieber

ADRIENNE DORIS HYTIER, *Les dépêches diplomatiques du comte de Gobineau en Perse*. Textes inédits présentés et annotés. Genève, Droz; Paris, Minard, 1959, in-8°, 265 p., 4 pl. (Etudes d'histoire économique, politique et sociale, XXX). — Le comte Arthur de Gobineau fit, dans l'accomplissement de ses fonctions diplomatiques, deux séjours en Perse: le premier, dès 1855, tout d'abord comme premier secrétaire du ministre, puis comme chargé d'affaire dès octobre 1856, jusqu'au début de l'année 1858; le second, comme ministre de France à Téhéran, du début de 1862 à septembre 1863. Comme l'indique M^{me} Hytier dans son introduction, l'atmosphère de ces deux séjours fut complètement différente, qu'on l'examine sous l'angle de

la carrière du diplomate-écrivain ou sous l'angle des affaires politiques dont il eut, à son poste dans la capitale persane, à s'occuper. Gobineau, en effet, partit en 1855 pour l'Orient avec joie et sa correspondance personnelle indique qu'il fut heureux pendant son premier séjour en Perse et qu'il s'acquitta de son mieux de ses fonctions de chargé d'affaire dans des circonstances assez troublées, soit en raison des multiples intrigues dont le royaume persan était le théâtre, soit en raison de la guerre conduite par les Britanniques contre la Perse, à propos de la principauté d'Hérat en Afghanistan. Le second séjour, en revanche, il semble assez net que le comte de Gobineau l'entreprit sans enthousiasme, attendu qu'il espérait, avec le grade de ministre, une nomination à un poste plus important: de là un certain désenchantement qui se traduit par un ton assez différent dans ses rapports de 1862—1863 de celui adopté dans ceux de 1856—1858. A quoi s'ajouta le fait que, si les questions d'Afghanistan restèrent litigieuses, les affaires politiques furent calmes.

Telles sont les circonstances personnelles et politiques: c'est assez dire que, dans les 53 rapports de la première mission et les 69 de la seconde, nous trouvons un diplomate très au clair des affaires persanes, représentant d'un gouvernement qui n'a guère d'intérêts à défendre dans cette partie de l'Asie, ce qui donne à sa mission le caractère d'observation relativement passive. Pourtant, Gobineau renseigna son gouvernement sur les divers incidents de la rivalité anglo-russe dont il put être informé, comme des événements de la politique persane qui furent en rapports plus ou moins étroits avec cette rivalité, qu'il s'agisse des conflits entre princes soutenus par Britanniques ou Russes ou par leurs intermédiaires persans, ou encore de la guerre anglo-persane de 1856—1857. Le diplomate-écrivain donne, par ailleurs, une description, qui ne manque pas d'une certaine ironie, des mœurs persanes et de leur influence, sur le jeu politique. Pour conclure, ces documents inédits, qui furent copiés en leur temps aux archives de la Légation de France à Téhéran par le père de M^{me} Hytier qui en rédigea la présentation et les annotations, présentent un grand intérêt pour la connaissance de Gobineau diplomate comme pour celle de la Perse, face au jeu politique des grandes puissances en ce milieu du XIX^e siècle. Notons que la publication même des documents s'accompagne de nombreuses notes qui en complètent les renseignements et permettent d'en mieux saisir le sens et l'importance.

Jean-Pierre Aguet

ALFRED ILLI, *Fritz Bopp, Dichter und Bauernpolitiker*. (Neujahrsblatt für Bülach und das Zürcher Unterland 1960, 18. Stück.) Hg. von der Lesegesellschaft Bülach. — Erst wenige große Schweizer Staatsmänner des späten 19. und des 20. Jahrhunderts haben bisher ihren Biographen gefunden. Noch schlimmer steht es um die Lebensbeschreibungen von sogenannten «mittleren Persönlichkeiten». Eine davon bekommt nun in der vorliegenden Schrift ihr Lebensbild, nämlich der Dielsdorfer Kleinbauernsohn Fritz Bopp (1863—1935), der als Selfmademan bis zum Nationalrat aufstieg. In seinen freien Stunden hielt er Einkehr bei den Musen und schuf eine Heimatlyrik, die ihm das Lob von J. V. Widmann und Ferdinand Avenarius eintrug. Alfred Illi schildert Herkunft und Jugend Bopps eingehend; dadurch macht er manchen Charakterzug besser verständlich, der uns sonst als schrullige

Originalitätssucht vorkäme, so wenn Bopp zu Fuß von Bülach nach Zürich an die Kantonsratssitzungen pilgerte, oder wenn er in Bern im billigsten Hotel logierte und den Überschuß an Taggeldern der Bundeskasse zurück-erstattete, da die Diäten ohnehin zu hoch seien. Illi verschweigt aber auch weniger sympathische Züge Bopps nicht, etwa seine Unverträglichkeit, die immer wieder rasch zum Bruch mit früheren politischen Bundesgenossen führte, oder seinen Starrsinn im Kampfe mit der Sozialdemokratie, dem wohl seine bekannteste politische Aktion zuzuschreiben ist, nämlich die Initiative, die er 1900 zusammen mit den Nationalräten Hochstraßer und Fonjallaz lancierte, um bei der Berechnung der Wahlziffer für den Nationalrat die ausländische Wohnbevölkerung auszuschließen. So gibt uns Illi das, was man billigerweise von einer fünfzigseitigen Broschüre verlangen darf. Bopps öffentliches Wirken in den Rahmen der Innenpolitik seiner Zeit zu stellen, seine Rolle als Anreger der Zürcher Bauernpartei von der anderer Führer abzugrenzen, das Gewicht seiner Voten in den Ratssälen und seiner Artikel in der «Bülach-Dielsdorfer Wochen-Zeitung» abzuschätzen und endlich seine Ideenwelt zu erfassen, muß einer eingehenderen Untersuchung vorbehalten bleiben.

Beat Junker

RICHARD FELLNER, *Der Dreibund. Europäische Diplomatie vor dem ersten Weltkrieg*. Österreich-Archiv. Verlag Oldenburg, München 1960. 94 S. — Der Verfasser führt einleitend aus, er habe sich die Aufgabe gestellt, gegenüber dem in der bisherigen Literatur vorherrschenden deutschnationalen Standpunkt (starre Bündnisfronten — italienischer Verrat) denjenigen Österreich-Ungarns zur Geltung zu bringen. Doch zeigt sich auch in seiner Arbeit, wie sehr die Bemerkung Salvatorellis von 1939, eine Geschichte des Dreibunds sei gleichbedeutend mit der Geschichte der italienischen Außenpolitik, ins Schwarze traf. Insofern möchte man bezweifeln, daß Fellners grundsätzliche Zielsetzung glücklich gewählt sei; doch hat er durchwegs die italienische Initiative und ihre Motive bei der Gestaltung des Dreibundes in den Vordergrund gestellt und dann gezeigt, aus welchen Erwägungen (die in der Rückschau meist sehr kurzsichtig anmuten) die k. u. k. Außenpolitik sich ihr entgegenstemmte. Es wäre deshalb wohl richtiger, zu sagen, seine Darstellung gehe vom Verhältnis zwischen Rom und Wien als vom österreichisch-ungarischen Gesichtspunkt aus. Überzeugend weist er nach, daß der Dreibund weder nach der in Rom noch insbesondere nach der in Wien herrschenden Auffassung eine starre Bündnisgemeinschaft «auf Gedeih und Verderben» schuf, daß er beidseits die Möglichkeit anderer Bündnisbeziehungen offen ließ, so daß sowohl das italienisch-französische Neutralitätsabkommen wie auch die italienische Haltung in Algeciras durchaus mit den Dreibundverpflichtungen harmonierten. Kurzgefaßte Darstellungen der diplomatischen Geschichte der Jahrzehnte vor dem ersten Weltkrieg werden die komplexe Vielgestaltigkeit dieser Verhältnisse stets vereinfachen und damit im Sinne der These von starren Bündnisssystemen und dem sich seit Adua anbahnenden Frontwechsel Italiens verfälschen müssen; um so notwendiger wird es gerade für den Geschichtslehrer sein, sich ab und zu anhand solcher sorgfältiger Detailuntersuchungen die kompliziertere Wirklichkeit vor Augen zu führen.

Joseph Boesch-Jung

GÜNTER SCHÜTZE, *Der schmutzige Krieg. Frankreichs Kolonialpolitik in Indochina*. (Janus-Bücher, Bd. 16.) Verlag R. Oldenbourg, München 1959. 92 S. mit 1 Karte. — Das Bändchen weist den die Janus-Bücher kennzeichnenden Vorzug auf, die knappe, prägnante Darbietung eines historischen Themas durch einen sachkundigen Wissenschaftler. Es schildert in vier Abschnitten die Entwicklung der französischen Kolonie Indochina, den Krieg von 1946—1954, dessen Rückwirkungen auf Frankreich und schließlich die weltpolitische Bedeutung des Indochina-Konfliktes. Die Studie kann also höchste Aktualität beanspruchen; da das Thema in der Randzone zwischen Geschichte und Gegenwart liegt, also einer Epoche zugehört, über die sich ein gültiges Urteil erst allmählich formen wird, nimmt indessen der Verfasser das Risiko in Kauf, mit einigen seiner Schlußfolgerungen auf Widerspruch zu stoßen. Ohne daß damit die gute Qualität der Arbeit in Zweifel gezogen werden soll, seien hier die folgenden Vorbehalte angebracht: Schütze bezeichnet den Indochina-Konflikt als «die Geschichte eines verlorenen Friedens» und gibt damit seiner Auffassung Ausdruck, daß es bei einem großzügigen Entgegenkommen Frankreichs wohl möglich gewesen wäre, ein vom kommunistisch orientierten Viet-Minh geführtes Vietnam als Bestandteil einer lockeren «Union Française» zu erhalten. Dazu ist zu sagen, daß zwar Frankreich sicher «Vietnam zu wenig und auch dieses Wenige zu spät» bot (S. 60), daß aber andererseits der in Moskau geschulte Hotschi-Minh doch wohl eher ein sich anfänglich gemäßigt gebärdender, geschickter Taktiker als ein vertrauenswürdiger Verhandlungspartner war. Als vollends fragwürdig muß die Andeutung bezeichnet werden, Hotschi-Minh würde wohl heute «zu einer mehr neutralistischen Politik» neigen, wenn nicht Südvietnam «einen militärischen Vorposten der Vereinigten Staaten» bildete (S. 86). In gleicher Weise erweckt der Verfasser auf Seite 81 mit Hinweisen auf die von Staatssekretär Dulles befürwortete Abschreckungsstrategie den falschen Eindruck, als trage in erster Linie der Westen, d. h. Frankreich und die USA, die Schuld am «verlorenen Frieden» in Indochina. — Wie bei den Janus-Büchern üblich, sind dem Bändchen Literaturhinweise und Zeittafel beigelegt.

Max Bandle

THEODOR MAYER, *Ein Rückblick*, in: TH. MAYER, *Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze*. Lindau und Konstanz 1959, S. 463—503. — Der Rückblick ist eine Selbstbiographie, die einen guten Überblick über das Lebenswerk des Verfassers vermittelt. Abgesehen vom Reiz der Lektüre autobiographischer Aufzeichnungen eines Historikers, verdient der Rückblick auch wegen der Nachträge und Ergänzungen Beachtung, die der Verfasser seinen früheren verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Studien des Mittelalters hinzufügt. An seiner Einstellung zum Nationalsozialismus geht Mayer keineswegs stillschweigend vorüber: er berichtet sowohl von dem politischen Druck, dem er öfters weichen mußte, als auch vom Widerstande, den er unsinnigen Forderungen der damaligen Machthaber entgegenstellte. Wie sich das allerdings mit der 1940 in Marburg erschienenen Schrift des Verfassers «Deutschland und Europa» vereinbaren läßt, bleibt ein Geheimnis. Dort liest man nämlich, daß für die deutsche Geschichtswissenschaft keine Gefahr bestünde, sich in einem «über- und unnationalen Humanitätsideal zu verlieren», daß «der jetzige Krieg der Kampf gegen die Auf-

bauarbeit Adolf Hitlers» sei und daß das Abendland durch einen Mann wieder aufsteige, «der es von dem Abgrund der Geschichtslosigkeit zurückgerissen» habe. Die genannte Broschüre sucht man vergeblich in dem auf S. 505—508 folgenden «Verzeichnis der von Prof. Dr. phil. Dr. iur. h. c. Theodor Mayer veröffentlichten Schriften».

Helmut Goetz

ANDRÉ MASSON, *Histoire du Vietnam*, Paris, Presses universitaires de France, 1960, in-8°, 128 pages, cartes («Que sais-je?», n° 398). — En 1950, le même auteur publiait sous le même numéro de collection une *Histoire de l'Indochine*. Malgré son nouveau titre, le présent ouvrage n'est pas beaucoup plus qu'une mise à jour du précédent. Les chapitres qui concernaient le Laos et le Cambodge sont abandonnés, ce qui permet à l'auteur de développer d'une part les pages consacrées à la civilisation vietnamienne (20 p. au lieu de 3) et d'autre part d'enrichir les chapitres décrivant les aspects positifs de la colonisation française. Remaniées et complétées, les dernières pages et la bibliographie conduisent le lecteur jusqu'en 1959.

Paul-Louis Pelet